

Morus Markard

Wie subjektwissenschaftlich sind qualitative Methoden?*

Ich möchte in meinem Beitrag dem Verhältnis von Erkenntnisgegenstand und Methode in der Psychologie unter dem Gesichtspunkt nachgehen, daß die Kritik gegenüber dem mainstream, er verkenne in seiner Forschungspraxis die besondere Qualität menschlicher Subjektivität, zunehmend mit dem Hinweis verbunden wird, daß man zu deren angemessener Repräsentation qualitativer Methoden bedürfe. Dabei werde ich mich aus Zeitgründen nicht mit einzelnen Methodenfragen befassen, sondern vor diesem Hintergrund nur allgemein den Stellenwert von Methoden im psychologischen Erkenntnisprozeß zum Thema machen können.

Nun kann zwar von einem Boom qualitativer Methoden in der akademischen Psychologie sicher nicht die Rede sein, wenn man wenn man die Gesamtheit des Fachs vor Augen hat: Die materielle Macht und die ideologische Hegemonie des variablenpsychologischen, experimentell-statistisch und damit »quantitativ« orientierten mainstream kann kaum als ernsthaft erschüttert gelten. Wohl aber nehmen »qualitative Methoden« in den Diskussionen von ja durchaus unterschiedlichen Ansätzen verpflichteten Kritikern des mainstream einen derartigen Stellenwert ein, daß man nicht nur den Eindruck gewinnen könnte, daß »qualitative Orientierung« deren wesentliche Gemeinsamkeit markiert, sondern allgemeiner: in den Vokabeln »quantitativ« vs. »qualitativ« überhaupt die entscheidende Trennlinie zwischen dem mainstream und ihm gegenüber sich alternativ verstehenden Ansätzen ausgedrückt ist.

Daß dieser Eindruck nicht von ungefähr kommt, wird deutlich, wenn man sich klarmacht, daß sich für den mainstream Bewußtsein und Darstellung seiner Wissenschaftlichkeit im wesentlichen aus seinem eben »quantitativen« Methodenarsenal speisen. Dies hat zur Folge, daß grundsätzliche Kritik am mainstream oft auch eben an diesem Methodenarsenal ansetzt, bzw. daß die Kritik von der Seite des kritisierten mainstream aus allein daran gemessen wird, wie denn gegenüber seiner, eben »hegemonialen« Festsetzung von Wissenschaftlichkeit eine Alternative dazu (methodisch) realisiert werden soll.

Mithilfe des erwähnten Methodenarsenals soll es bekanntlich möglich werden, mit standardisierten Verfahren bei Kontrolle oder Eliminierung störender Faktoren das reine Wirken von willkürlich zu variierenden Bedingungen auf das Verhalten von zum Studium dieser Wirkung rekrutierten Versuchspersonen (oder Versuchstieren) zu objektivieren. Da nach Auffassung des mainstream die Wissenschaftlichkeit psychologisch-empirischer Erkenntnis von der Einhaltung

* Beitrag für das »Symposium zum 60. Geburtstag von Klaus Holzkamp«, das am 4./5. Dezember 1987 am Psychologischen Institut der FU Berlin stattfand.

mit dieser Herangehensweise verbundener methodischer Regeln abhängig ist, muß danach deren grundsätzliche Kritik bzw. praktische Mißachtung oder Aufweichung gleichbedeutend damit sein, den Anspruch auf wissenschaftliche, objektive Erkenntnis zu ermäßigen oder gar zu suspendieren. In dem Maße, wie derartige Abweichungen von Seiten qualitativ orientierter Forscher z.B. unter Verweis auf die Komplexität oder Reflexivität menschlicher Lebenstätigkeit etc. als unvermeidlich gefordert oder realisiert werden, scheint entsprechend die wissenschaftliche Dignität der Disziplin zur Disposition zu stehen — wenn von den Kritikern letztlich nicht doch eingeräumt wird, daß qualitative Verfahren — allerdings aus unterschiedlichen Gründen in Kauf zu nehmende — Abstriche an wissenschaftlicher Objektivität bedeuten.

Wie weit die Sichtweise von der überragenden Bedeutung des Gegensatzes »qualitativ« / »quantitativ« tatsächlich noch unter der Hegemonie des mainstream steht, deutet sich an, wenn man nun untersucht, was es eigentlich damit auf sich hat, daß die Bestimmung von Wissenschaftlichkeit im mainstream im Kern methodologisch besetzt ist. Dann stellt man nämlich fest, daß die mit dieser Besetzung beanspruchte »Naturwissenschaftlichkeit« der Psychologie keineswegs Resultat einer sozusagen methodischen Explikation ihres Forschungsgegenstandes, sondern diesem gegenüber äußerlich, in erster Linie der Physik »leihwissenschaftlich« (sensu Holzkamp 1988, 22) nachempfunden ist. Anders formuliert: Gegenüber einer möglichen Gegenstandsbestimmung der Psychologie ist der Methodenkanon des mainstream verselbständigt oder: der eingangs skizzierte Primat der experimentellen Methode ist gleichzeitig *Primat der Methode vor dem Gegenstand*.

Aus diesem Grunde schließt eine methodenkritische Auseinandersetzung mit dem mainstream einerseits immer eine gegenstandsbezogene Kritik an der bei »quantitativen« Methoden zu besichtigenden Reduktion gegenüber der im Alltag erfahrenen und zu besichtigenden, also eben auch zu berücksichtigenden Komplexität und Reflexivität menschlicher Subjektivität ein. Andererseits haben aber mainstream und seine qualitative Kritik *gemeinsam*, daß die Vertreter beider von dieser Welt sind, also *beide* jene Erfahrung der Komplexität, Reflexivität etc. der Subjektivität machen und sie (insoweit) nicht leugnen. Im Gegenteil: Die einschlägigen Kontrollvorkehrungen des mainstream sind ja gerade die Folge der »Anerkennung« dieser für seine Forschung so lästigen Züge menschlicher Versuchspersonen. Das heißt: Der mainstream *und* seine »qualitativ« orientierte Kritik sind sich in der geschilderten, ihnen eben aus ihrem gemeinsamen Alltag vertrauten Auffassung vom Menschen als einem, sagen wir, reflexiven oder bedeutungssuchenden, Wesen genau so einig, wie wir das hier auch sein dürften (wenn wie die Fragen nach etwas genaueren Bestimmungen ausklammern): common sense. Sie unterscheiden sich nur darin, welche methodischen Konsequenzen sie daraus ziehen, welche Reduktionen ihnen zulässig erscheinen oder als unabdingbar gelten. — Unter dieser Voraussetzung scheint

nun auf einmal der Gegensatz zwischen »quantitativ« und »qualitativ« geradezu zu verschwinden und das Terrain jenen Vermittlern überlassen zu sein, für die in einer besonnen betriebenen Psychologie für beide Orientierungen Platz ist, da sich beide ergänzen: die Psychologie als methodische Pflaume: weiche Schale, harter Kern o.ä.

Die Leichtigkeit, mit der sich hier Fronten auf- und abbauen lassen, und mit der sich der wohlfeile Komplementaritätsgedanke als, sehe man nur von den Eiferern beider Seiten ab, schlicht evident, vernünftig und ausgewogen gerieren kann, scheint mir nun darauf hinzuweisen, daß bis zu diesem Punkt am Kern der Sache noch vorbeigeredet wird, also der mainstream in seiner Grundlage unerschüttert bleibt. — Um zu klären, was damit gemeint ist, muß ich auf die mit der »qualitativen« Kritik *notwendig* mittransportierten Gegenstandsvorstellungen zurückkommen. Diese sind, wie gesagt, im Sinne *allgemeiner anthropologischer Grundannahmen* einerseits gar nicht strittig. Sie sind aber auch in ihrer Allgemeinheit keine *hinreichende* Basis einer *begrifflichen* Kritik oder Erneuerung der Psychologie.

Warum soll nun dieser Umstand, gesetzt den Fall, er trifft zu, in unserem ja doch methodenzentrierten Zusammenhang von Bedeutung sein?

Zur Beantwortung dieser Frage muß man das Selbstbild des mainstream, seine Wissenschaftlichkeit sei mit seinem Methodenarsenal gleichzusetzen, nicht nur in der Weise problematisieren, daß man auf der Grundlage allgemeiner Subjektivitätspostulate die Gegenstandsangemessenheit dieses methodischen Arsenal in Zweifel zieht, sondern die Gleichsetzung von Wissenschaftlichkeit und Methode unter Ausklammerung *einzelwissenschaftlicher*, über allgemeine Subjektivitätspostulate hinausgehender begrifflicher Grundlagen überhaupt hinterfragt. Denn sonst wird auch dann, wenn aus den allgemeineren Subjektivitätspostulaten heraus gegenüber dem quantitativ orientierten mainstream die Notwendigkeit einer *allein* qualitativen Methodologie verfochten wird, das Terrain der Auseinandersetzung insofern noch vom Methodenfragen verabsolutierenden Denken des mainstream bestimmt, als das, was mit diesen Methoden eigentlich im einzelnen objektiviert werden soll, außen vor bleibt¹. Das heißt: Eine Position, die den Methodenprimat zugunsten gegenstandsangemessener Methoden überwinden will, kann sich bezüglich des Gegenstandes der Psychologie nicht alleine mit *allgemeinen* anthropologischen Annahmen bescheiden, sondern sie muß sich darüber hinaus auf *einzelwissenschaftlicher* Ebene mit den *inhaltlichen Konzepten der Psychologie* auseinandersetzen (was eine Objektivierung der Grundannahmen einschließt, s.u.).

Ziehen wir bis hierher ein Resümee: Nach unserer Auffassung ist die Grundproblematik des mainstream keine methodologische, sie erscheint in der »Qualitative-Methoden-Debatte« nur auf dieser Ebene; die Grundproblematik der *traditionellen Psychologie* ist vielmehr die ihrer begrifflichen Grundlagen bzw. Konzepte, die von der »qualitativen« Kritik nicht *notwendig* in Frage gestellt

werden. Ob man bspw. »Einstellungen« mithilfe eines Fragebogens oder eines unstrukturierten Interviews, also »quantitativ« oder »qualitativ« zu erfassen versucht, berührt das dabei in Anwendung kommende Konzept »Einstellung« nicht *grundsätzlich*, sondern lediglich die Art seiner methodischen Erfassung und damit, auf welche Weise es sozusagen zum Tragen kommen kann bzw. inwieweit seine inhaltliche Fassung quasi in Antizipation methodischer Reduktionen zurückgenommen wird.

Die Grundproblematik der traditionellen Psychologie als in ihrer Begrifflichkeit liegend anzusehen, hat zur Folge, daß die Kritikperspektive nun über den mainstream und sein Methodenarsenal hinausweist, auf alle Ansätze nämlich, für die begriffliche Unterschiede zum mainstream keine systematische Bedeutung besitzen². Der Terminus »traditionell« markierte also schon, daß wir die Ebene methodischer Auseinandersetzungen zugunsten begrifflicher gewechselt haben, die nach unserer Auffassung auch für die methodischen Auseinandersetzungen bestimmend ist.

Damit stellt sich aber sogleich die Frage, was denn das (begrifflich) Traditionelle an der traditionellen Psychologie ist — eine Frage, zu deren Beantwortung der bislang nur implizit zur Geltung gebrachte eigene Standpunkt expliziert werden muß. Ich will dies unter Rekurs auf einen Aufsatz tun, in dem Klaus Holzkamp vor zehn Jahren, also 1977, die begrifflich begründete und methodisch nicht aufzuhebende »Beliebigkeit psychologischer Theorien« der traditionellen Psychologie unter dem Aspekt problematisierte, daß diese zwar über methodische Mittel zur *Prüfung* von Hypothesen verfüge, nicht aber für die *Gewinnung* von Theorien, die so selber im »Status der wissenschaftlichen Beliebigkeit, damit Vorwissenschaftlichkeit« (3) verblieben. Ausdruck dieses Zustands sei das gleichzeitige und langfristige Nebeneinander-Bestehen konkurrierender Theorien, deren jeweilige Geltungsbegründung indes voll den wissenschaftlichen, also methodischen Standards der Psychologie genüge (5), so daß sich über die Einhaltung der damit verbundenen Verfahrensvorschriften offenkundig kein Kriterium für ausweisbaren Erkenntnisfortschritt ergebe. Als dafür entscheidend macht Holzkamp das Fehlen von Verfahren zur Unterscheidung wesentlicher von unwesentlichen Dimensionen des Psychischen aus, eine Unterscheidung, die mit dem Methodenarsenal der Psychologie auch nicht gewonnen werden könne. Wieso nicht? Die *Art* der Befunde einer empirischen Hypothesenprüfung sei eindeutig von den in der theoretisch formulierten Zusammenhangsannahme enthaltenen Variablen bestimmt, insofern zirkulär — nicht zirkulär sei allerdings der *Grad* der empirischen Bestätigung oder Nicht-Bestätigung der Zusammenhangsannahme. An einem Beispiel verdeutlicht: Wenn ich mit entsprechenden Experimenten feststelle, daß bestimmte Eigenschaften wie »Intelligenz« andere weniger wünschenswerte Eigenschaften so überstrahlen, daß sie den Gesamteindruck deutlich positiv beeinflussen, damit den sog. Halo-Effekt bestätige, ist damit zwar der Halo-Effekt empirisch verifiziert, kein Wort

aber darüber gesagt, welche Relevanz das mit »Halo-Effekt« gefaßte Phänomen besitzt.

Für unseren Argumentationszusammenhang ist nun entscheidend, ob diese *prinzipielle Grenze einzelmethodischer Verfahren* nur für *quantitative Methoden* gilt. Dafür, daß das nicht der Fall ist, könnte nämlich ins Feld geführt werden, daß qualitative Methoden sich gerade dadurch auszeichnen, daß mit ihnen auch die *Gewinnung* von Theorien ermöglicht werden soll. Danach sind im qualitativen Forschungsprozeß die (im experimentellen Zusammenhang als Variablen gefaßten) theoretischen Begriffe und Zusammenhangsannahmen gerade nicht vorgegeben, sondern Teil-Resultat des Forschungsprozesses selber. Sind also qualitative Verfahren solche, mit denen das gerade dargestellte Defizit der traditionellen Psychologie behoben werden kann?

Sie sind es, in einem Satz gesagt, deshalb nicht, weil im Forschungsprozeß selber theoretische Begriffe zu generieren nicht gleichbedeutend damit ist, auch *Kriterien* für die *Relevanz* oder Erkenntnishaltigkeit dieser Begriffe zu haben. Um dies zu verdeutlichen, komme ich um die Unterscheidung von Kategorien und Einzeltheorien, wie sie Holzkamp in der »Grundlegung der Psychologie« (1983) dargelegt hat, nicht herum. Kategorien sind die Grundbegriffe, die die unvermeidlichen Grundvorstellungen davon repräsentieren, was man an der empirischen Realität überhaupt wahrnehmen kann, was man aus deren unendlicher Vielfalt hervorhebt. Wichtig ist, daß diese kategorialen Vorstellungen nicht aus der unmittelbaren empirischen Realität, die sie strukturieren sollen, ableitbar sind. Ebenso wichtig ist, daß sie mit diesen empirischen Erscheinungen auch nicht zu bestätigen oder zu widerlegen sind. Nehmen wir als Beispiel eine lerntheoretische Zusammenhangsannahme: »Die intermittierende positive Verstärkung von bestimmten Reaktionen auf bestimmte Reize führt zu höherer Löschungswiderstand als eine jedesmalige Verstärkung.« Unabhängig davon, ob diese Annahme bestätigt wird oder nicht — die dabei zugrundeliegende Unmittelbarkeitsvorstellung bzw. die hier wirksam werdenden in ihrem kategorialen Gehalt aufzuklärenden *Begriffe* »Reiz«, »Reaktion« und »Verstärkung« werden bei der Prüfung der Annahme nicht *mit überprüft*. Wenn wir dies auf die oben wiedergegebene Argumentation Holzkamps über die Beliebigkeit von Theorien beziehen, so bedeutet das: Die in der empirischen Prüfung zirkuläre Beziehung zwischen theoretischen Begriffen und der Art der Befunde ist selber fundiert durch kategoriale Vorstellungen, deren Gehalt durch die üblichen empirischen Prüfungen nicht überprüft werden kann.

Wie man nun zu wissenschaftlich tragfähigen Grundbegriffen kommt, wenn dies auch mit qualitativen Methoden nicht möglich ist, ist ein ebenso schwerwiegendes wie häufig methodisch vernachlässigtes Problem, dessen faktische und vorherrschende Lösung in bloßen Definitionen und Setzungen besteht. Bekanntlich besteht der wesentlichste Forschungsbeitrag der Kritischen Psychologie im Versuch, diesen Bereich empirischer, methodisch geregelter Forschung

zugänglich zu machen, indem sich die Kritische Psychologie in ihren methodischen Überlegungen nicht nur auf Methoden zur Analyse hier und jetzt ablaufender und in diesem Sinne »aktualempirischer« Methoden beschränkte, sondern in Anlehnung an Leontjew auch Methoden zur Entwicklung von Grundbegriffen oder eben »Kategorien« entwickelt hat, also zur begrifflichen Fassung der *Dimensionen*, auf denen sich aktualempirische Prozesse abbilden lassen. Dabei wurden die Dimensionen des Psychischen bis hin zu seiner Erscheinung in Form menschlicher Subjektivität unter Auswertung des empirischen Materials auch anderer Wissenschaften wie der Biologie, Ethnologie, Anthropologie etc. historisch rekonstruiert. Weil nun auch das Verfahren zur Begriffsbildung *empiriebezogen* ist, unterscheiden wir terminologisch zwischen *historischer Empirie* zur Gewinnung von psychologischen Grundbegriffen und der *Aktualempirie* zur Untersuchung akut ablaufender Prozesse.

Beziehen wir dies nun auf die oben gestellte Frage, ob mit qualitativen Methoden, die auch der Generierung von Theorien dienen sollen, das kategoriale Begründungsloch der Psychologie zu stopfen ist, so können wir unsere zunächst mit einem Fehlen des Relevanzkriteriums begründete Verneinung dieser Frage um den methodischen Aspekt ergänzen, daß sowohl »quantitative« wie »qualitative« Methoden als *aktualempirische Methoden das Problem der Begründung von Kategorien grundsätzlich nicht lösen können*, mit anderen Worten: Aktualempirische Methoden können keine Kriterien für den Erkenntniswert »qualitativ« geschöpfter Theorien liefern. Diese Kriterien sind grundsätzlich nur auf einer der aktualempirischen vorgelagerten Ebene zu diskutieren, wobei, wie gesagt, die dabei entscheidende Frage in unserem Zusammenhang die ist, inwieweit sich diese Kriterien und Grundbegriffe selber methodisch ausweisen lassen.

Ich möchte die Brisanz dieses Problems nur unter einem Gesichtspunkt aufgreifen: der historischen Formbestimmtheit menschlich-gesellschaftlicher Existenz. Damit ist u.a. die Frage verbunden, ob das *Erkenntnis*system Psychologie den gesellschaftlichen Widersprüchen gegenüber wertneutral und damit die Psychologie, je nach Standort des Psychologen, beliebig funktionalisierbar ist, oder ob das begriffliche System der Psychologie selbst für die herrschenden Verhältnisse parteilich ist — und somit in emanzipatorischer Perspektive eine »andere« als die »traditionelle« Psychologie gefordert wäre. — Geht man von der in der zweiten Variante enthaltenen Auffassung aus, so ist damit gleichzeitig gesagt, daß diese »andere« Psychologie jene menschlichen Möglichkeiten auf den Begriff zu bringen hätte, die in der traditionellen Psychologie begrifflich unterschritten und in der bürgerlichen Gesellschaft real unterdrückt würden, so daß auf dieser Grundlage auch die Frage zu beantworten wäre, was es eigentlich ist, das in der bürgerlichen Gesellschaft unterdrückt und behindert wird. Dies würde weiter bedeuten, daß die Begrifflichkeit der vorfindlichen Psychologie daraufhin zu untersuchen wäre, inwieweit dort menschliche Lebens- und

Erlebensmöglichkeiten, verkürzt um ihre allgemeine Perspektive, nur in ihrer Formbestimmtheit gefaßt und diese blind universalisiert wird. Dazu bedarf es allerdings selber einer Perspektive, von der aus diese Verkürzungen als Verkürzungen sichtbar werden. Diese Perspektive zu gewinnen, ist genau die Funktion der historisch-empirische Kategorialanalyse, die damit das Bemühen repräsentiert, der begrifflichen Vereinnahmung durch die bürgerlichen Verhältnisse durch deren spontan-blinde Reproduktion zu entgehen.

Damit läßt sich nun auch genauer die oben schon angedeutete Verkürztheit, Wissenschaftlichkeit mit der Einhaltung methodischer Verfahrensvorschriften gleichzusetzen, begreifen. Wissenschaft ist, heißt es in einem Vortrag Klaus Holzkamps aus dem Jahr 1982 (163f.),

»ein prinzipielles Gegen-den-Strom-Schwimmen, dabei vor allem auch gegen den Strom der eigenen Vorurteile, und in der bürgerlichen Gesellschaft zudem gegen die eigenen Tendenz zum Sich-Korruptieren-Lassen und Klein-Beigeben gegenüber den herrschenden Kräften, denen die Erkenntnisse gegen den Strich gehen, die ihren Herrschaftsanspruch gefährden könnten. *Demnach ist Wissenschaft als solche Kritik und Selbstkritik:* aber nicht die konkurrenzbestimmte profilierungssüchtige Kritik vieler bürgerlicher Intellektueller, sondern eine Kritik zur Durchsetzung des menschlichen Erkenntnisfortschritts im Interesse aller Menschen gegen die bornierten Interessen der Herrschenden an der Fortdauer menschlicher Fremdbestimmung und Unmündigkeit.«

Diese auch für die Forschungspraxis geltenden Bemerkungen über die *unausweichliche Parteilichkeit* psychologischer Forschung verweisen auch auf die Problematik der oben schon erwähnten Charakterisierung qualitativer Methoden als »offen«, die selber ziemlich offen ist und mindestens drei Bedeutungen hat: einmal bezüglich einzelner Verfahren — ein Interview ist offener als ein Fragebogen; zum zweiten bezüglich der Phasen im Forschungsprozeß — Offenheit für die Gewinnung von Hypothesen. Zum Dritten wird — in dem uns hier interessierenden Zusammenhang von besonderem Belang — unter Offenheit — meist im argumentativen Zusammenhang damit, daß eben auch die Hypothesen erst im Forschungsprozeß entwickelt werden — eine (als theoretische Flexibilität vs. Dogmatismus gefeierte) Freiheit von Vorannahmen verstanden und zum Forschungsprinzip hochstilisiert. (Wie wenig aber Vorannahmen vermeidbar sind, zeigt sich spätestens bei der Interpretation der Resultate.) Nach dem vorhin Gesagten ergibt sich aber, daß eine derartige »Offenheit« nicht nur illusionär ist, sondern wegen der Unvermeidlichkeit kategorialer Voraussetzungen von Forschung bzw. der Unvermeidlichkeit einer spontan sich durchsetzenden »Füllung« von »Offenheit« durch bürgerliche Ideologie zu einer gedanklichen Anpassung an die herrschenden Verhältnisse führen muß — und ich frage mich, inwieweit die Entkoppelung der qualitativen Methodendiskussion vom — gelegentlich sicher voluntaristischen, aber nicht darauf zu reduzierenden — emanzipatorischen Impetus der Handlungsforschung auch die Funktion einer (zeitgeistgemäßen?) Entlastung kritischer Diskussionen vom Problem der Parteilichkeit der Wissenschaft hat, anders: bei Bewahrung einer gegenüber dem

mainstream (methoden)kritischen Haltung Kritik und kritische Wissenschaft schleichend entpolitisiert werden. Qualitativer Methodologie zugrundeliegende allgemeine anthropologische Grundannahmen menschlicher Komplexität und Reflexivität stehen dem deshalb nicht im Wege, weil zwar sie in ihrer Allgemeinheit »stimmen« und gegenüber der mainstream-Methodologie »kritisch« sind, andererseits aber die Konkretisierungsebene gesellschaftlicher Formbestimmtheit nicht einbeziehen müssen.

Die an qualitative Methoden geknüpfte Hoffnung der Lösung empirischer Forschungsprobleme läßt sich nun als Ausdruck einer doppelten Fixierung an den mainstream beschreiben: sowohl bezüglich der Verabsolutierung von Methoden gegenüber inhaltlichen Fragen als auch bezüglich der (damit natürlich verbundenen) Ausklammerung der inhaltlichen Alternative kontrollwissenschaftlicher oder subjektwissenschaftlicher Psychologie.

Kommen wir auf unsere Themenfrage zurück, scheint mir dabei das Hauptproblem in der *Überforderung von Methoden mit kategorialen Problemen* zu liegen. Dies zeigt sich auch unmittelbar an der der ganzen einschlägigen Debatte zugrundeliegenden methodologischen *Grundfrage der Psychologie, wie denn unreduzierte Subjektivität zu objektivieren sei*. Diese Fragestellung provoziert die gängige Auffassung, daß sich unreduzierte Subjektivität und objektive Erkenntnis eigentlich ausschließen, weswegen auch — überspitzt formuliert — bloß die traurige Alternative bestehe, entweder im Sinne des mainstream objektivisierte Trivialitäten oder im Sinne der qualitativen Forschung in ihrer Geltung ungeklärte Anekdoten unterschiedlichen Unterhaltungswerts präsentieren zu können. Das darin zum Ausdruck kommende reale Problem ist m.E. nur dann aus der Welt zu schaffen, wenn über die kategoriale Bestimmung empirischer Subjektivität nicht nur begründbar wird, daß die »harten« Methoden als eben gegenstandslos nicht erkenntnismächtig, sondern auf *neuer begrifflicher Grundlage* objektive Erkenntnisse möglich sind.

Mit den kritisch-psychologischen Kategorialanalysen ist ein Versuch unternommen, in den begrifflichen Konkretisierungen der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit menschlicher Existenz herauszuarbeiten, daß Subjektivität nicht im Gegensatz zu den objektiven Charakteristika des gesellschaftlichen Prozesses steht. Damit ist nach unserer Auffassung eine *inhaltliche* Grundlage dafür vorbereitet, jenseits quantitativer Objektivierungskriterien empirisch gegebene Zusammenhänge zwischen Lebensbedingungen und Handlungsgründen so aufzuschlüsseln, daß mit der Überwindung von Einengungen je meiner Lebensmöglichkeiten in neu zu erschließenden Handlungsmöglichkeiten deren wesentliche Dimensionen theoretisch faßbar werden.

Ich will dies hier nicht weiter ausführen. Mir kam es vielmehr darauf an, daß aus meiner hier vorgetragenen Sicht der Primat des Gegenstandes vor der Methode nur realisiert werden kann, wenn dieser Versuch damit verbunden ist, sich seiner kategorialen Grundlagen zu versichern und diese bezüglich der

verwendeten theoretischen Begriffe zu explizieren. Ich meine, daß dies auch die Voraussetzung dafür ist, Forschung im Interesse der Betroffenen und damit im Sinne der Emanzipation von gesellschaftlicher Unterdrückung und ihren zwischenmenschlichen Erscheinungsformen, also *Psychologie vom Standpunkt des Subjekts* aus zu betreiben.

Anmerkungen

- 1 Die Schwäche einer auf Methodenfragen zentrierten Herangehensweise grundsätzlicher mainstream-Kritik ergibt sich schon daraus, daß die Besonderheit »qualitativer« Verfahren bloß in ihrer »Offenheit« gesehen wird — eine gegenüber den standardisierten Verfahren bloße exnegativo-Bestimmung, mit der man, für sich genommen, die Dimensionen »quantitativer« Exaktheitsvorstellungen, nach denen die Polarität »quantitativ« / »qualitativ« als gleichbedeutend mit »hart« / »weich« gilt, kaum überwinden kann.
- 2 Es bleibt dabei allerdings eine bedeutsame Frage, mit welchen Methoden in Abhängigkeit von den theoretischen Bestimmungen diese empirisch realisiert werden können, bzw. mit welchen Methoden sie reduziert würden (ich komme darauf zurück).

Literaturverzeichnis

- Holzcamp, K. 1977. Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie, *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 8, 1-22 und 78-97
- Holzcamp, K. 1982. Theorie und Praxis im Psychologiestudium, *Forum Kritische Psychologie* 12, 159-183
- Holzcamp, K. 1983. 19852. *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt/M.: Campus
- Holzcamp, K. 1988. Praxis: Funktionskritik eines Begriffs. In: Dehler, J. & Wetzel, K. (Hg.), *Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie*, Marburg: va&g, 15-48